

Kultur & Gesellschaft

«Wir haben uns bis zuletzt gesiezt. Er war immer ‹Herr Frisch› für mich»

Heinz Bachmann Der Bruder von Ingeborg Bachmann besuchte seine grosse Schwester oft in Zürich. Er spricht über ihre Zeit in der Schweiz, die Beziehung zu Max Frisch und die Hintergründe des Briefwechsels.

Nicola Bardola

Herr Bachmann, wie blicken Sie auf Ingeborg Bachmanns Zeit in Zürich zurück?

Ingeborg war anfangs zu jener Zeit in Zürich sicher sehr glücklich. Ich habe sie damals auf der Rückreise aus Israel besucht und war zwei Tage dort. Das änderte nichts an der Distanz zu Max Frisch. Die ging aber nicht von mir oder von unserer Familie aus. Er war ja ein sehr bedeutender Schriftsteller. Und ich war vier Jahre lang sozusagen sein sehr viel jüngerer Schwager. Eine Herzlichkeit, ein Angebot, sich zu duzen, hätten also von ihm aus kommen müssen. Das ist aber nicht passiert. Und ich hätte das nicht machen können. Natürlich gehören immer zwei dazu, wenn Herzlichkeit sich entwickelt. Aber ich hätte nicht sagen können: «Du, Max, wie geht es dir?» Wir haben uns bis zuletzt gesiezt. Er war immer «Herr Frisch» für mich.

Fokussierte sich Max Frisch auf Ingeborg Bachmann und klammerte Ihre Familie aus?

Ich weiss nicht, wie sehr er sich für unsere Familie interessiert hat. Eine leichte und offene Beziehung hat jedenfalls nie bestanden, auch den Eltern gegenüber nicht. Der Eindruck besteht schon, dass das Interesse Max Frischs für uns eher gering war. Wie förmlich die Stimmung war, geht auch aus den Widmungen in den Büchern an meine Eltern hervor.

Warum hatte Ingeborg Bachmann in Zürich zwei Wohnungen?

Bei meinem ersten Besuch in Zürich zeigte mir Ingeborg ihre sehr nette Stadtwohnung im Zentrum. Sie hat dort geschrieben und wohl auch an ihrem Erzählband «Das dreissigste Jahr» gearbeitet. Und sie wollte natürlich von Max Frisch etwas Distanz haben. Selbst in den gut isolierten und grossen Zimmern in Utetikon hatte Ingeborg Schwierigkeiten: Zwei Schreibmaschinen, das geht nicht. Die Stadtwohnung war daher ein Zufluchtsort für sie, wo sie in Ruhe schreiben konnte.

Nach der Trennung Ihrer Schwester von Ihrem Fast-Schwager wären Sie ihm beinahe noch einmal begegnet.

Ingeborg hat mich nach dem Bruch mit Max Frisch darum gebeten, das Auto nach Zürich zurückzufahren. Das war damals eine lange Reise, und sie fühlte sich dazu nicht in der Lage. Ich hatte eingeplant, eine Nacht in Utetikon zu verbringen. Die Vorstellung, dass Frisch dort sein beziehungsweise jeden Moment auftauchen könnte, behagte mir nicht. Aber das passierte nicht. Es war niemand im Haus. Ich habe die Schallplattensammlung angeschaut und mir damals unbekannte Sachen entdeckt: «Play Bach» etwa von Jacques Loussier. Ich war dann sehr entspannt und zufrieden in Utetikon und fuhr am nächsten Tag wieder weg.

Der Film von Margarethe von Trotta ist vor der



«Sie war in vielen Dingen bahnbrechend», sagt Heinz Bachmann über seine Schwester Ingeborg Bachmann (hier 1972). Foto: Getty Images

Veröffentlichung des Briefwechsels zwischen Ihrer Schwester und Max Frisch entstanden. Beeinträchtigt das den Film?

Ich habe Margarethe von Trotta in Wien getroffen. Aber ich konnte ihr leider nicht helfen, was den Briefwechsel mit Max Frisch betrifft, weil ich den selber damals noch gar nicht gelesen hatte. Aus meiner Sicht war das für sie sehr riskant, diesen Film zu realisieren ohne die Kenntnis dieser Briefe. Aber andererseits sind diese offensichtlich persönlichen Briefe von Schriftstellern oft so konzi-

piert, dass man sie veröffentlichen könnte. Das heisst, viele Schriftsteller nehmen auch beim Schreiben sehr privater Dinge eine Position ein, die vielleicht anders ist als die Wirklichkeit zwischen den Briefeschreibern. Das gilt für viele Briefwechsel unter Schriftstellern. Es kommt eben darauf an, ob die Schreibenden damit rechnen, dass ihre Zeilen später veröffentlicht werden. Ich habe den Eindruck bei den Briefen von Ingeborg und Max Frisch, dass sie schon im Bewusstsein verfasst wurden, dass sie einmal veröffentlicht werden.

Zu Hause auf allen Kontinenten

Auch 50 Jahre nach ihrem tragischen Tod in Rom ist Ingeborg Bachmann (1926–1973) im Kulturlieben präsent, nicht nur dank des jährlich in ihrer Geburtsstadt Klagenfurt stattfindenden Ingeborg-Bachmann-Preises. Der im vergangenen Jahr veröffentlichte Briefwechsel mit Max Frisch wurde ein Bestseller, der Film «Ingeborg Bachmann – Reise in die Wüste» von Margarethe von Trotta startet am 26. Oktober in den Kinos, und ihre Briefe an den Schriftsteller Hermann Kesten werden im Dezember erstmals veröffentlicht. Heinz Bachmann, geboren 1939, verbrachte als Geologe sein Leben

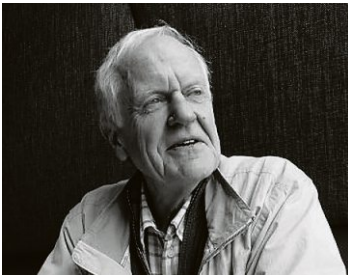


Foto: PD

auf allen Kontinenten und traf seine älteste Schwester Ingeborg zu regelmässigen Besuchen in Rom, Paris oder Zürich. Bachmann kuratiert bis heute ihr Werk und lebt in Abingdon bei Oxford. (red)

Ein ausserordentliches Ereignis im Leben Ihrer Schwester ist das verschwundene Tagebuch Max Frischs. Wie beurteilen Sie diesen Vorfall?

Aus meiner Sicht ist Ingeborgs Aussage, dass sie Max Frischs Journal verbrannt hat, mit Sicherheit eine Notlüge gewesen. Sonst wäre die Situation für ihren Therapeuten ja sehr schwierig gewesen. Ihr Therapeut war entsetzt, als sie es ihm gezeigt hat. Er hat ihr das Journal weggenommen mit der Begründung, dass das nie jemand sehen darf. Sie war ja völlig verzweifelt. Sie ist zum Therapeuten hingegerannt, und er hat es ihr weggenommen. Ich habe keine Ahnung, was der Therapeut damit gemacht hat. Er hat es vermutlich vernichtet.

Im Dezember werden in München im «Jahrbuch der Monacensia» erstmals die Briefe Ihrer Schwester an Hermann Kesten veröffentlicht. Was macht diese Korrespondenz so besonders?

Ingeborg konnte sehr komisch sein. Und mich freut es, dass das in den Briefen an Hermann Kesten zum Ausdruck kommt. Eine Professorin in den USA hat neu-lich viel Wert darauf gelegt, wie humorvoll Ingeborg war. Es ist

nicht immer schwermütig und tragisch im Leben Ingeborgs.

Warum werden die Texte Ihrer Schwester heute noch so intensiv diskutiert?

Ich glaube, Ingeborg Bachmann war in vielen Dingen bahnbrechend. Beispielsweise hat sie erkannt, dass eine neue und hoffentlich bessere Welt durch eine neue Sprache entstehen kann. Und dass sich damit das Verhältnis zwischen den Geschlechtern bessern muss. Sie beschäftigte sich auch mit gleichgeschlechtlichen Themen. Sie war da sicher ihrer Zeit voraus. Und wir sehen ja, wie sich die Gesellschaft in eine Richtung verändert, die sie vorhergezeichnet hat. Ich glaube, das macht einen grossen Teil ihrer Aktualität aus, die sie heute noch hat. Ihre Formulierung «Keine neue Welt ohne neue Sprache» ist ja zum Sprichwort geworden.

Wie ordnen Sie eigentlich Ihr Buch «Ingeborg Bachmann, meine Schwester» in die vielfältige Sekundärliteratur ein?

Ich habe als Geologe viele wissenschaftliche Berichte geschrieben. Für dieses Buch musste ich mich vollkommen umstellen. Das ist keine Biografie und kein wissenschaftlicher Bericht, sondern ein persönliches Dokument.

Schneider antwortet

Gibt es gute Diktatoren?

Warum ist es für einen Diktator nicht erstrebenswerter, körperlich und geistig zufriedene Bürger zu haben, die sich in allen Belangen des Lebens frei bewegen können, als ein geknechtetes, unfreies, in Angst lebendes Volk zu züchten? A.W.

Lieber Herr W.

Das ist so, weil der Anspruch auf absolute Herrschaft nur mit Unterdrückung, Gewalt und Korruption durchzusetzen ist. In einer Diktatur gibt es darum keine Bürger und Bürgerinnen. Wenn es Zufriedenheit und Wohlergehen gibt, dann beschränkt sich das auf den Kreis der korrupten Elite, deren Status allerdings auch nicht gesichert ist, wie man immer wieder feststellen kann, wenn deren Mitglieder «in Ungnade fallen». Die Idee, es könne so etwas wie wohlmeinende, fürsorgliche Diktatoren geben, wird durch einen verführerischen Vergleich genährt, den manche Alleinherrscher selbst gerne bemühen, nämlich den vom Diktator als Vater, der für seine Kinder sorgt.



Peter Schneider
Der Psychoanalytiker beantwortet jeden Mittwoch Fragen zur Philosophie des Alltagslebens.

De facto ist es zwar so, dass Vater-Diktatoren ihre Kinder misshandeln, in den Keller sperren, deren Göttibatzen, die Kinderzulage und das Jugendsparheft hemmungslos plündern – aber man könnte sich ja trotzdem fragen, ob das Vater-Kind-Verhältnis, wenn schon nicht empirisch, dann nicht wenigstens als Ideal taugen könnte. Spoiler: Nein.

So wenig die «Familie die Keimzelle der Gesellschaft» ist, so wenig ist das Verhältnis von Bürgerinnen und Bürgern und dem Staat eines zwischen Kindern, die keine Ahnung von ihren eigentlichen Interessen haben, und Eltern, die nur das Beste für ihren Nachwuchs wollen. Die kolportierten Erzählungen, wie Eltern unbedingt mit mehr oder minder sanfter Gewalt sich gegen die Entscheidung ihres Kindes durchsetzen müssen, im Winter partout barfuss in die Schule zu laufen, sind mehr «urban legends» als Realität; im Alltag ist es so, dass das Zusammenleben von Eltern und Kindern (gemeinhin Erziehung genannt) ein zwar oft nervenaufreibender, aber mittelfristig auf Deeskalation angelegter Prozess ist, eine fortwährende wechselseitige Abstimmung der Interessen und hoffentlich kein Kampf von Eltern-Tyrannen gegen Kinder-Tyrannen.

Dabei gibt es zwar einen Macht- und Wissensachtvorsprach der Eltern, aber dieser muss von den Eltern erst mühsam erworben werden: Man denke an die anfängliche Machtlosigkeit gegenüber dem Schreien eines Säuglings, verbunden mit den verzweifelten Versuchen, herauszufinden, was dieses bedeutet, und sich darauf einzustellen. Mit ihrer Volljährigkeit werden Kinder nicht «in die Freiheit» entlassen; mit diesem Zeitpunkt wird vielmehr ein im Grunde bereits informell demokratisches Verhältnis in ein formell demokratisches überführt.

Senden Sie uns Ihre Fragen an gesellschaft@tamedia.ch